Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 256. Bromberg, den 15. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Eine Weile hockt er an der Tür, läuft wieder fort und steckt mich auch noch an mit seiner Nervosität, die gar nicht zu ihm paßt. Zum Donnerwetter, ich will jetzt einfach schlafen! Aber es geht nicht. Eine viel zu große Unruhe liegt in meinem Blut. Und eine Ewigkeit vergeht, bis der Mosso endlich wiederkommt.

„Hast du jetzt etwas entdeckt?"

„No, no, aber du kannst ruhig schlafen, Don Leon, ich bleibe hier."

Ich wälze mich von einer Seite auf die andere. Wenn wir bloß schon fort wären aus dieser verdammten Gegend. In einer grauenhaften Langsamkeit siechen die Stunden dahin — wirre Gedanken durchflattern mein Hirn. Ich sehe das Gras der Pampa leise schwanken — höre Pfeile schwirren —, und dann werden meine Lider schwerer und schwerer. Die hastige Berührung einer Hand scheucht mich aus dem Schlaf: „Was ist's?"

„Sie sind unterhalb des Hauses in der Pampa. Wir müssen die Pferde losmachen, sonst gehen sie uns verloren."

„Woher weißt du das?"

„Ich war in ihrer Nähe."

„Madre de Dios, Alfonso!"

Auf allen vieren kriechen wir aus der Hütte. Millionen Sterne glitzern am Himmel, aber ihr Licht ist zu schwach, um Bestimmtes unterscheiden zu können. Wie ein Schatten dunkelt die Pampa, und der See ist ein matter Silberhauch. Togo und Tigre stehen mit gespitzten Ohren und stecken ihre Nase in die Luft. Aus der Ferne klingt schaurig das Geheul der wilden Hunde, sonst regt sich nichts.

„Nicht am See entlang; durchs Gras!" flüsterte der Mosso, „und alle paar Schritte halten! — Laß mich voran, Don Leon!"

Ich wehre es ihm nicht, er ist mir überlegen. Wir gehen einen Weg auf Tod und Leben, vielleicht meistert er ihn. Meine Kunst ist hier zu Ende. Lautlos wie ein Geist huscht er durchs Rohr — verhält und lauscht — und geistert weiter, und ich folge ihm wie im Traum. Dumpf rauscht das Blut in meinen Ohren, und meine Hand umkrallt die Rifle in eisernem Griff. Wir müssen längst in der Nähe unserer Reittiere sein, will es mir scheinen, aber noch immer drängt Alfonso vorwärts und mit jedem Schritt schneller. Plötzlich hält er, mit einer blitzschnellen Wendung in die Pampa hinein. Vorsichtig, den Schritt erst wagend, wenn der Fuß fest den Boden berührt, schiebe ich mich an ihn heran. Er hebt die Hand und weist nach halblinks. Ich sehe regloses Schilf und höre keinen Ton. Dieser Kampf mit dem Nichts, in dem selbst die Zeit den Atem anzuhalten scheint, ist fürchterlich.

Da! — Deutlich zittert die Spitze eines Schilfrohres. — Die Indos? So nahe? Unsinn! Das müßte man ja hören. Ich strecke mich, um besser zu sehen. Kaum vernehmlich raschelt ein Blatt, das ich streife.

„Bücken!" brüllt der Mosso, und der plötzliche Schrei wirft mich fast zu Boden. Ein Hagel Pfeile saust rauschend über uns hinweg. Ein Schuß kracht aus der Rifle des Mosso. „Hetz' die Hunde!"

„Togo, Tigre, faß an!" Gleichzeitig jage ich einen Schuß aus meinem Gewehr. Der Knall von Alfons Flinte antwortet — und dann gellt ein verzweifelter, markerschütternder Schrei durch die Nacht. Eine atembeklemmende Stille folgt, und das ferne Geheul der wilden Hunde trägt das Grauen in sie. —

„Jetzt sind sie fort, Don Leon."

Wir schreiten auf die Richtung zu, in der wir Togo und Tigre vermuten, und wie wir sie finden, kommt in ihrer ganzen Größe nachträglich die Gefahr zum Bewußtsein, in der wir schwebten, und es läuft mir eiskalt über den Rücken. Keine fünfzehn Schritte weit stehen sie vor der nackten Leiche eines Indianers. Sein rechter Arm ist zerfleischt und seine Kehle durchbissen. Kein Kopfschmuck, kein Bogen, kein Pfeil, nichts.

„Sie haben alles mitgenommen", erklärte der Mosso.

Lautlos und unsichtbar, wie sie kamen, sind die Wilden verschwunden. Und ich kann es immer noch nicht fassen, daß sie so nahe bei uns gewesen sein sollten. Wahrhaftig, dieses Reich der schwirrenden Pfeile birgt dunkles Geschehen.

*

Unverzüglich holen wir Amigo und die Mulas und satteln gedeckt hinter der Hütte. Zu Fuß marschieren wir eine gute halbe Stunde am Ufer des Sees entlang und galoppieren im Morgengrauen nach Süden. —

„La vida es una porqueria mas ò menos"*), sagt der Mosso und wetzt sein Buschmesser an unserem großen Schleifstein, der ein wichtiger Bestandteil unserer Habe ist. Es gibt ja keine Steine in diesem Teile des Landes. Dann nimmt er die Hirschkeule vom Feuer und schneidet sich ein Stück herunter. „O, Don Leon, warum hat gerade das Salz ins Wasser fallen müssen!"

Recht hat er, unser Salz! Bei jeder Mahlzeit macht sich sein Verlust schmerzlicher fühlbar. Wir wechseln ständig in der Wahl des Fleisches, aber es hilft nichts. Es schmeckt immer fader und widerlicher, und der Genuß kostet oft eine direkte Überwindung.

Heute hebt sich zum zweiten Male die Nacht, seit wir dem Lago Rocaguado den Rücken gekehrt. Der Mond ist aufgegangen und strömt sein Licht über die Pampa. Der Körper ist müde, aber die Sinne sind noch zu wach für einen Schlaf. Das jüngste Erlebnis zittert in den Nerven nach. Auch der Mosso schweigt und kaut mißgestimmt an seiner Zigarette und flucht von Zeit zu Zeit leise vor sich hin. Das kann er fabelhaft, und ich glaube nicht, daß es einen Fluch in Bolivien gibt, den er nicht kennt. Ich habe auch in dieser Beziehung viel von ihm gelernt, ohne indes von der Bedeutung des größten Teils seiner Kraftsprüche eine Ahnung zu haben. Und das ist sicherlich das Beste an ihnen. — Der weißen Scheibe am Himmel nach zu schließen muß es spät sein. Das ewige Dösen ist zwecklos, man kann auch den Schlaf überlisten. Ich richte mir mein Kopfkissen zurecht, indem ich meine Hängematte über den Sattel breite und strecke mich am Boden aus und bin im Augenblick wieder in der Höhe. Togo und Tigre sind aufgesprungen und sträuben die Haare.

„Madre de Dios, Don Leon, Hundegebell!"

Ich höre es auch: „Das ist Don Federico."

Längst hatte ich mich damit abgefunden, den deutschen Landsmann nicht mehr begrüßen zu dürfen, und nun diese unerwartete freudige Fügung. „Alfonso, das heiße ich einen Glückszufall!"

Aber der Mosso geht darauf nicht ein und flucht nur: „Caracho, caracho!"

*) Das Leben ist mehr oder minder eine Schweinerei.

Diesen Gedankengang verstehe ich nicht, habe auch keine Lust, mich mit ihn zu befassen und hefte meinen Blick in die Richtung des Gebells. Es kommt von vorn — wächst rasch an —, und da bricht auch schon die ganze Hundegesellschaft aus dem hohen Gras der Pampa und rast entlang des Arroyo aus uns zu. Togo und Tigre fliegen ihnen entgegen und stürzen sich auf die vordersten. Caramba, das gibt eine böse Rauferei! Der Mosso reißt seine Rifle an die Backe und knallt über sie weg, und ich folge umgehend seinem Beispiel. Das fehlt mir gerade noch, daß einer meiner Hunde kaputt geht. Die Schüsse tun ihre Wirkung; die Meute flüchtet, und Togo und Tigre rufen unsere gellenden Pfiffe zurück.

Schwächer und schwächer klingt das Gebell aus der Ferne, bis es ganz verstummt. Wir stehen noch immer, die Büchse in der Hand, und starren geistesabwesend in die Mondnacht hinaus. Die Hunde kehren heim zum Haus am See. — Es bedarf keiner Worte mehr, um das zu sagen, was wir jetzt wissen: Don Federico ist tot! Untergegangen im Reich der schwirrenden Pfeile. —

Fünftes Kapitel.

Der See des Schicksals.

Ausgedörrt und hart reckt sich das hohe schilfartige Gras und hält die Hitze fest wie ein Ofen. Uferlos dehnt sich die Pampa, rings umschlossen von wolkenlos blauem Himmel. Früher als uns lieb ist, zwingt uns ein Arroyo zum Lagern. Er hat keine Ähnlichkeit mehr mit seinen Brüdern der letzten Woche. Palmen und einzelne Bäume beschatten zwar wie immer die Ufer, aber er selbst ist ausgetrocknet und weist nur stellenweise größere und kleinere Tümpel auf. In den größeren liegen zusammengepfercht wie Heringe die Kaimans, und in den kleineren haben sich Scharen von Reihern und Störchen eingefunden.

„Caramba, Don Leon, wir müssen uns einen anderen Platz suchen!"

Auf gut Glück reiten wir flußabwärts; meiner Ansicht nach kann es genau so gut flußaufwärts sein, aber der Mosso behauptet, es wäre flußabwärts. Jedenfalls haben wir das Richtige getroffen. Nach einigen hundert Metern schon finden wir ein tiefes freies Wasserloch, in dem auch die Pferde baden können. Eine Unzahl von Papageien und Sittichen und andere mit unbekannten Vogelarten bevölkern die Bäume und flattern über die Pampa. Beim Absatteln erregt ein greller Fleck, der zwischen den Bäumen am Ufer durchschimmert, meine Aufmerksamkeit, und ich gehe darauf zu. Es ist, als läge eine knallgelbe Scheibe, im Durchmesser eines großen Tisches auf dem Boden, und mit einem Male sprüht sie auseinander, und ich stehe wie in einem leuchtenden Blütenregen von Tausenden von Schmetterlingen umgaukelt.

Der Aufenthalt hier könnte ideal sein, wenn, wie einst, das Teewasser lustig über dem Feuer brodeln würde. Aber Tee- und Kochgeschirr sind weit, und so bleibt uns eben nichts anderes übrig, als den Durst an den schmutzigen Tümpeln zu löschen. — Den Nachmittag benutzten wir beide zum Kriegführen mit den Sandflöhen, die uns viel zu schaffen machen. Si bohren sich in die Haut ein und legen darunter ihre Eier. Zuerst merkt man gar nichts, dann fängt es fürchterlich zu jucken an, und zum Schlusse kann man kaum mehr gehen. Und dann ist der Zeitpunkt für eine Operation gekommen. Ein winzig kleiner schwarzer Punkt zeigt die Stelle, an der die Flöhe eingedrungen sind. Um ihn herum schneidet man ein kleines Loch mit dem Buschmesser und hebt mit der Spitze den Eierklumpen heraus. Es geht ganz leicht und tut merkwürdigerweise nicht weh. Die Hunde leiden schrecklich unter der Plage und beißen sich ganze Stücke ihrer Fußballen weg. Die einzige Abhilfe ist die, daß man sich Schuhe anzieht; aber das hält man bei dieser fürchterlichen Hitze nicht aus. Und schon gar nicht, wenn man, um die Reittiere zu schonen, zu Fuß marschiert. Nicht einmal die vielen Schlangen vermögen uns zu einem Schutz der Füße zu bewegen. So hat eben jedes Ding zwei Seiten und beweist, daß nichts auf der Welt vollkommen ist, nicht einmal die Wildnis.

Der Mosso sitzt neben mir und denkt wieder über etwas nach. Wahrscheinlich wird er mir sehr bald eine Geschichte erzählen, ich warte schon darauf. Aber ich täusche mich. Ganz unvermittelt fragt er: „Wie lange reiten wir schon seit dem Lago Rocaguado?"

Nun muß ich selber nachdenken. Ich bemühe mich zwar redlich, mir die Zahl der Tage zu merken, indes Irren ist menschlich. „Vierzehn Tage. Wozu willst du denn das wissen?"

„Weil ich sehen will, ob du dich nicht verrechnet hast. Caramba, es ist schon wieder falsch, Don Leon, sechzehn Tage sind es."

„Meinetwegen sind es auch sechzehn Tage. Im übrigen ist das gänzlich gleichgültig, oder willst du heim?"

„Wohin heim?"

„Nach Riberalta, wohin denn sonst!"

Da lachte er, als ob ich ihm den besten Witz erzählt hätte: „Aber Don Leon, ich bin doch nicht in Riberalta daheim."

„Du warst aber doch die ganze Zeit dort!"

„Du auch und bist auch nicht dort zu Hause!"

„Da hast du wieder recht. Aber irgendwo mußt du unbedingt daheim sein. Wo bist du denn auf die Welt gekommen?"

„Das weiß ich nicht. Vielleicht im Urwald."

„Ja, wo waren denn deine Eltern?"

„Das weiß ich auch nicht, ich habe sie nie gekannt."

„Und als Kind, wo bist du als Kind gewesen?"

„Bei den Gummipickern."

„Und später?"

„Zuerst bin ich am Beni gefahren und dann im Urwald. Dann bin ich nach Guayaramerin und dann nach Riberalta."

„Was hast du dort gewollt?"

„Was soll ich gewollt haben? Nichts Besonderes."

„Wolltest du dort bleiben?"

„Ja, eine Zeitlang, so lange es mir eben gefallen hätte."

„Und dann?"

„Das weiß ich nicht, vielleicht wäre ich wieder in den Urwald, aber ich bin ja dann mit dir."

„Ist es dir nie schlecht gegangen in deinem Leben?"

„No, no. mir ist es immer gut gegangen."

„Und wenn ich dir jetzt sage, ich will zu den Indios Bravos, um bei ihnen zu bleiben?"

„Dann bleibe ich bei dir. Dort gibt es sehr schöne Mädchen, und wenn ich einen Sohn bekomme, mußt du den Paten machen."

„Gut, so soll es sein! Wenn sie uns aber zuvor umbringen?"

„Caracho, dann werden wir alle beide tot sein, Don Leon!"

Ohne Heimat, ohne Beruf, ohne Lebensinhalt, aber auch ohne Forderungen ans Leben, unempfänglich gegen alle Wechselfälle des Daseins und gleichgültig gegenüber dem Tode und doch ganz zufrieden —, ob man solche Menschen bedauern oder sie beneiden muß? Ich habe schon lange darüber nachgedacht, aber keine Antwort darauf gefunden.

Die Sonne ist im Grasmeer untergetaucht und hat die Glut des Tages mit sich fortgenommen. Es hat vielleicht noch vierzig Grad, und man atmet erleichtert auf. Ein Marsch im Mondenschein hat sicher viel für sich, ganz besonders im Hinblick auf die Arroyos, die mitunter nur spärlichen, für die Nahrung der Reittiere kaum genügenden frischen Graswuchs aufweisen. Wir sind dann nicht mehr an sie gebunden und ziehen einfach weiter, wenn uns der erste nicht behagt. „Alfonso, wie wäre es, wenn wir bei Nacht reiten würden, solange der Mond scheint?"

„O, sehr gut, Don Leon, sehr gut. Du mußt nur auf die Stiere achtgeben und nicht zu früh schießen, damit du sie schön auf den Schädel triffst."

„Was fällt dir denn ein, ich schieße doch keine Stiere bei der Nacht, dazu ist doch tagsüber genug Zeit."

„Bei Tage sind sie nicht gefährlich, aber bei Nacht. Da greifen sie gern den Menschen an."

„Auch wenn man friedlich an ihnen vorbei geht?"

„Auch dann. Und es geht schnell, sie laufen wie die Teufel."

Wie recht der Mosso wieder einmal hatte, sollte sich in der nächsten Nacht schon zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

In klarer Nacht.

In klarer Nacht auf weiter Meeresflut,
Auf stillen Wegen durch die braune Heide,
Wenn längst der Tag entschlief in fahler Glut,
Der Tag mit seiner Lust und seinem Leide:

Da öffnet eine andre Welt sich weit
Dem Menschenaug' im Flimmerglanz der Sterne,
Du fliegst empor in die Unendlichkeit,
Ins Sonnenmeer der lichten Himmelsferne.

Da wachen all die hehren Rätsel auf,
Die nie gelösten, ewig unfaßbaren,
Des Menschen letzte Fragen, die im Lauf
Des bunten Tags von dir vergessen waren.

Und sacht erschließen sich im Sehnsuchtsdrang
Der eig'nen Brust geheimnisvolle Tiefen —
Aus Dämmerungen quillt ein leiser Klang,
Als ob dich ferne Geisterstimmen riefen.

Dir ist, als faßte eine milde Hand
Die deine, um dich Tastenden zu leiten —
Erschauernd schweigt der grübelnde Verstand —
Ein Glanz umweht dich aus geahnten Weiten.

Bruno Elbo.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(11. Fortsetzung.)

Auch das härteste Lager ist weich für den, der mit gutem Gewissen zur Ruhe geht. Georg hatte sein Nachtgebet gesprochen und war bald entschlummert. Aber aus dem Leichentuch stiegen wunderliche Träume auf und lagerten sich bange über dem jungen Mann. Er sah deutlich, wie der alte Schließer zu dem großen Schlüsselloch hereinguckte und sich segnete, daß er auf der andern Seite der Türe stehe, denn in der Totenkammer begann es recht unheimlich zu werden. Es fing an, wunderlich umherzurauschen, auf den Backsteinen schlurften alte Sohlen in häßlichen Tönen. Georg glaubte zu träumen; er ermannte sich, er horchte, er horchte wieder, aber es war keine Täuschung. Schwere Schritte tönten im Gemach. Jetzt wurde das Feuer heller angeschürt. Der ungewisse Schein der Flamme spielte um eine große, dunkle Gestalt. Sie bewegte sich, der Weg vom Kamin zum Bette war gar nicht weit. Die Schritte kommen näher, das Leichentuch wird angefaßt und geschüttelt. Georg, von unabwendbarer Furcht befallen, drückt die Augen zu, aber als die Decke gerade neben seinem Haupte gefaßt wurde, als eine kalte, schwere Hand sich auf seine Stirn legte, da riß er sich los aus seiner Angst, er sprang auf und maß mit ungewissen Blicken jene dunkle Gestalt, die jetzt dicht vor ihm stand. Hell flackerten die Flammen im Kamine, sie beleuchteten die wohlbekannten Züge Georgs von Frondsberg.

„Ihr seid es, Herr Feldhauptmann?" rief Georg, indem er freier atmete und seinen Mantel zurecht legte, um den Ritter nach Würde zu empfangen.

„Bleibt, bleibt", sagte jener und drückte ihn sanft auf sein Lager nieder. „Ich setze mich zu Euch auf das Bett, und wir plaudern noch ein halb Stündchen, denn es ist auf allen Glocken erst neun Uhr, und in Ulm schläft noch niemand als dieser Sprudelkopf, den man zur Abkühlung heute nacht recht hart gebettet hat." Er faßte Georgs Hand und setzte sich zu seinen Füßen auf das Bett.

„O, wie kann ich diese milde Nachsicht verdienen!" sprach Georg, „stehe ich nicht in Euren Augen als ein Undankbarer da, der Euer Wohlwollen zurückstößt und, was Ihr gütig für ihn angesponnen, mit rauher Hand zerreißt?"

„Nein, mein junger Freund!" antwortete der freundliche Mann. „Du stehst vor meinen Augen als der echte Sohn deines Vaters. Gerade so schnell fertig mit Lob und Tadel, mit Entschluß und Rede war er. Daß er ein Ehrenmann dabei war, weiß ich wohl, aber ich weiß auch, wie unglücklich ihn sein schnelles Aufbrausen, sein Trotz, den er für Festigkeit ausgab, machten."

„Aber sagt selbst, edler Herr!" entgegnete Georg, „konnte ich heute anders handeln? Hatte mich nicht der Truchseß aufs äußerste gebracht?"

„Du konntest anders handeln, wenn du die Weise und Art dieses Mannes beachtetest, welche sich dir letzthin schon kundgab. Auch hättest du denken können, daß Leute genug da waren, die dir kein Unrecht geschehen ließen. Du aber schüttetest das Kind mit dem Bade aus und liefst weg."

„Das Alter soll kälter machen", erwiderte der junge Mann, „aber in der Jugend hat man heißes Blut. Ich kann alles ertragen, Härte und Strenge, wenn sie gerecht sind und meine Ehre nicht kränken. Aber kalter Spott, Hohn über das Unglück meines Hauses kann mich zum wütenden Wolf machen. Wie kann ein so hoher Mann nur Freude daran haben, einen so zu quälen?"

„Auf diese Art äußert sich immer sein Zorn," belehrte ihn Frondsberg. „Je kälter und schärfer er aber von außen ist, desto heißer kocht in ihm die Wut. Er war es, der auf den Gedanken kam, dich nach Tübingen zu senden, teils weil er sonst keinen wußte, teils auch, um das Unrecht, das er dir angetan, wieder gut zu machen. Denn in seinem Sinne war die Sendung höchst ehrenvoll. Du aber hast ihn durch deine Weigerung gekränkt und vor dem Kriegsrat beschämt."

„Wie?" rief Georg. „Der Truchseß hat mich vorgeschlagen? So kam also jene Sendung nicht von Euch?"

„Nein," gab ihm der Feldhauptmann mit geheimnisvollem Lächeln zur Antwort, „nein! Ich habe ihm sogar mit aller Mühe abgeraten, dich zu senden, aber es half nichts, denn die wahren Gründe konnte ich ihm doch nicht sagen. Ich wußte, ehe du eintratst, daß du dich weigern würdest, dies Amt anzunehmen. — Nun, reiße doch die Augen nicht so auf, als wolltest du mir durch das lederne Koller ins Herz hineinschauen. Ich weiß allerlei Geschichten von meinem jungen Trotzkopf da!"

Georg schlug verwirrt die Augen nieder. „So kamen Euch die Gründe nicht genügend vor, die ich angab?" sagte er. „Was wollt Ihr denn so Geheimnisvolles von mir wissen?"

„Geheimnisvoll? Nun, so gar geheimnisvoll ist es gerade nicht, denn merke für die Zukunft: wenn man nicht verraten sein will, so muß man weder bei Abendtänzen sich gebärden, wie einer, der vom St. Veitstanz befallen ist, noch nachmittags um drei Uhr zu schönen Mädchen gehen. Ja, mein Sohn, ich weiß allerlei," setzte er hinzu, indem er lächelnd mit dem Finger drohte, „ich weiß auch, daß dieses ungestüme Herz gut württembergisch ist."

Georg errötete und vermochte den lauernden Blick des Ritters nicht auszuhalten. „Württembergisch?" entgegnete er, nachdem er sich mit Mühe gefaßt hatte. „Da tut Ihr mir unrecht; nicht mit Euch zu Feld ziehen zu wollen, heißt noch nicht, sich an den Feind anschließen; gewiß, ich schwöre Euch —"

„Schwöre nicht!" fiel ihm Frondsberg rasch ins Wort, „ein Eid ist ein leichtes Wort, aber es ist doch eine drückend schwere Kette, die man bricht, oder von der man zerbrochen wird. Was du tun wirst, das wird so sein, daß es sich mit deiner Ehre verträgt. Nur eines mußt du dem Bunde an Eidesstatt geloben, und dann erst wirst du deiner Haft entlassen: in den nächsten vierzehn Tagen nicht gegen uns zu kämpfen."

„So legt Ihr mir also dennoch falsche Gesinnungen unter?" sprach Georg bewegt. „Das hätte ich nicht gedacht! Und wie unnötig ist dieser Schwur! Für wen, und mit wem sollte ich denn auf jener Seite kämpfen? Die Schweizer sind abgezogen, das Landvolk hat sich zerstreut, die Ritterschaft liegt in den Festungen und wird sich hüten, den Nächsten, Besten, der vom Bundesheer herüberläuft, in ihre Mauern aufzunehmen, der Herzog selbst ist entflohen —"

„Entflohen?" rief Frondsberg aus. „Entflohen? Das weiß man noch nicht so gewiß: warum hätte der Truchseß denn die Reiter ausgeschickt?" setzte er hinzu. „Und überhaupt, wo hast du diese Nachrichten alle her? Hast du den Kriegsrat belauscht? Oder sollte es wahr sein, was einige behaupten wollen, daß du verdächtige Verbindungen mit Württemberg unterhältst?"

„Wer wagt dies zu behaupten?" rief Georg erblassend.

Frondsbergs durchdringende Augen ruhten prüfend auf den Zügen des jungen Mannes. „Höre, du bist mir zu jung und ehrlich zu einem Bubenstücke," sagte er, „und wenn du etwas der Art im Schilde führtest, hättest du dich wohl nicht vom Bunde losgesagt, sondern auch ferner Württembergs Spion gemacht."

„Wie? spricht man so von mir?" unterbrach ihn Georg. „Wenn Ihr nur ein Fünkchen Liebe zu mir habt, so nennt mir den schlechten Kerl, der so von mir spricht!"

„Nur nicht gleich wieder so aufbrausend!" entgegnete Frondsberg und drückte die Hand des jungen Mannes. „Du kannst denken, daß, wenn ein solches Wort öffentlich gesprochen würde, oder ich an diese Einflüsterungen glaubte, Georg von Frondsberg nicht zu dir käme. Aber etwas muß denn doch an der Sache sein. Zu dem alten Lichtenstein kam öfters ein schlichter Bauersmann in die Stadt; er fiel nicht auf zu einer Zeit, wo so vielerlei Menschen hier sind. Aber man gab uns geheime Winke, daß dieser Bauer ein verschlagener Mann und ein geheimer Botschafter aus Württemberg sei. Der Lichtensteiner zog ab, und der Bauer und sein geheimnisvolles Treiben war vergessen. Diesen Morgen hat er sich wieder gezeigt. Er soll vor der Stadt lange Zeit mit dir gesprochen haben, auch wurde er in deinem Haus gesehen. Wie verhält sich nun diese Sache?"

Georg hatte ihm mit wachsendem Staunen zugehört. „So wahr ein Gott über mir ist", sagte er, als Frondsberg geendet hatte, „ich bin unschuldig. Heute früh kam ein Bauer zu mir und —"

„Nun, warum verstummst du auf einmal", fragte Frondsberg, „du glühst ja über und über, was ist es denn mit diesem Boten?"

„Ach! ich schäme mich, es auszusprechen, und dennoch habt Ihr ja schon alles erraten; er brachte mir ein paar Worte von — meinem Liebchen!" Der junge Mann öffnete bei diesen Worten sein Wams und zog einen Streifen Pergament hervor, den er dort verborgen hatte. „Seht, dies ist alles, was er brachte", sagte er, indem er es Frondsberg bot.

„Das ist also alles?" lachte dieser, nachdem er gelesen hatte; „armer Junge! und du kennst also diesen Mann nicht näher? Du weißt nicht, wer er ist?"

„Nein, er ist auch weiter nichts als unser Liebesbote, dafür wollte ich stehen!"

„Ein schöner Liebesbote, der nebenher unsere Sachen auskundschaften soll; weißt du denn nicht, daß es der gefährlichste Mann ist, — es ist der Pfeifer von Hardt."

„Der Pfeifer von Hardt?" fragte Georg. „Zum erstenmal höre ich diesen Namen; und was ist es denn, wenn er der Pfeifer von Hardt ist?"

„Das weiß niemand recht; er war beim Aufstand des armen Konrad einer der schrecklichsten Aufrührer, nachher

wurde er begnadigt; seit der Zeit führt er ein unstetes Leben und ist jetzt ein Kundschafter des Herzogs von Württemberg."

„Und hat man ihn aufgefangen?" forschte Georg weiter, denn unwillkürlich nahm er wärmeren Anteil an seinem neuen Diener.

„Nein, das gerade ist das Unbegreifliche; man machte uns so still als möglich die Anzeige, daß er sich wieder in Ulm sehen lasse; in Eurem Stall soll er zuletzt gewesen sein, und als wir ihn ganz im geheimen aufheben wollten, war er über alle Berge. Nun, ich glaube deinem Wort und deinen ehrlichen Augen, daß er in keinen andern Angelegenheiten zu dir kam. — Du kannst dich übrigens darauf verlassen, daß er, wenn es derselbe ist, den ich meine, nicht allein deinetwegen sich nach Ulm wagte. Und solltest du je wieder mit ihm zusammentreffen, so nimm dich in acht, solchem Gesindel ist nicht zu trauen. Doch der Wächter ruft zehn Uhr. Lege dich noch einmal aufs Ohr und verträume deine Gefangenschaft. Vorher aber gib mir dein Wort wegen der vierzehn Tage, und das sage ich dir, wenn du Ulm verläßt, ohne dem alten Frondsberg Lebewohl zu sagen —"

„Ich komme, ich komme", rief Georg, gerührt von der Wehmut des verehrten Mannes, die jener umsonst unter einer lächelnden Miene zu verbergen suchte. Er gab ihm Handtreue, wie es der Kriegsrat verlangte; der Ritter aber verließ mit langsamen Schritten die Totenkammer.

12.

Nur einmal noch laß leuchten
Mir deiner Augen Strahl;
Laß hören deine Stimme
Nur noch ein einzig Mal!
E. Grüneisen.

Die Mittagssonne des folgenden Tages sendete drückende Strahlen auf einen Reiter, welcher über den Teil der Schwäbischen Alb, der gegen Franken ausläuft, hinzog. Er war jung, mehr schlank als fest gebaut, und ritt ein hochgewachsenes Pferd von dunkelbrauner Farbe; er war wohl bewaffnet mit Brustharnisch, Dolch und Schwert; einige andere Stücke seiner Armatur, als der Helm und die aus Eisenblech getriebenen Arm- und Beinschienen, waren am Sattel befestigt. Die hellblau- und weißgestreifte Feldbinde, die von der rechten Schulter sich über die Brust zog, ließ erraten, daß der junge Mann von Adel war, denn diese Auszeichnung war damals ein Vorrecht höherer Stände.

Er war auf einem Berggipfel angekommen, welcher eine weite Aussicht ins Tal hinab gewährte. Er hielt sein schnaubendes Roß an, wandte es zur Seite und genoß nun den schönen Anblick, der sich vor seinem Auge ausbreitete. Vor ihm eine weite Ebene, von waldigen Höhen begrenzt, durchströmt von den grünen Wellen der Donau; zu seiner Rechten die Hügelkette der Württembergischen Alb, zu seiner Linken in weiter, weiter Ferne die Schneekuppen der Tiroler Alpen. In freundlichem Blau spannte der Himmel seinen Bogen über diese Szene, und seine sanften, lichten Farben kontrastierten sonderbar mit den schwärzlichen Mauern Ulms, das am Fuße des Berges lag, mit seinem dunkelgrauen, ungeheuren Münsterturm. Die dumpfen Glocken dieser alten Kirche begannen in diesem Augenblick den Mittag einzuläuten; ihre Töne zogen in langen, beruhigenden Akkorden über die Stadt, über die weite Ebene, bis sie sich an den fernen Bergen brachen und zitternd in das Blau der Lüfte verschwebten, als wollten sie auf ihrer melodischen Leiter die Wünsche der Menschen zum Himmel tragen.

„So begleitet ihr also den Scheidenden, wie ihr seinen Eintritt begrüßt habt", rief der junge Reiter, „mit denselben Tönen, mit denselben feierlichen Akkorden sprechet ihr zu ihm, wann er kommt und geht; wie anders, wie so ganz anders deutete ich eure ehernen Stimmen, als mein Ohr euch zum erstenmal lauschte. Da vernahm ich in euch verwandte Töne, es klang mir wie ein Ruf zur Geliebten! Und jetzt, da ich scheide, ohne Aussicht, ohne Freude, jetzt ruft ihr mir dieselben Töne entgegen? Die Geburt meiner seligen Hoffnung habt ihr eingeläutet, von euch tönt jetzt das Grabgeläute meiner Hoffnung? Das Bild des Lebens!" setzte er wehmütig hinzu, indem er nach einem langen Abschiedsblick auf dieses Tal, auf diese Mauern, sein Pferd wandte. „Das Bild des Lebens! Um Wiege und Sarg schweben sie in gleichen Tönen, und die Glocken meiner Hauskapelle haben an jenem fröhlichen Tage, wo man mich zur Taufe trug, mir ebenso getönt, wie sie mir tönen werden, wenn man den letzten Sturmfeder zu Grabe trägt!"

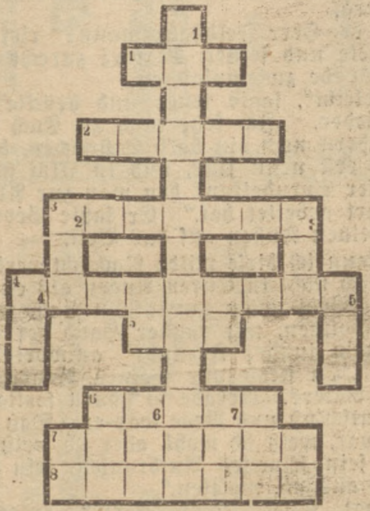
(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **Weihnachtliche „Ehresinger".** Bis ins vorige Jahrhundert hinein hielten sich in verschiedenen deutschen Gegenden die sogenannten „Ehresinger", unter denen man früher solche Chorknaben verstand, die während der kirchlichen Weihnachtsfeier den „Quempas" sangen. Es muß recht feierlich gewirkt haben, wenn diese Ehresinger — meist waren es drei Chöre, die in der Kirche gleichmäßig verteilt wurden — nacheinander und Solo zu singen anhuben. „Ehre sei Gott in der Höhe!" begann der erste, „Gottes Sohn ist Mensch gebor'n" fiel der zweite ein und „Hat versöhnt seines Vaters Zorn" schloß der dritte, während der vierte Sänger aller drei Chöre als „Beisteher" keine Soli, sondern nur den Gemeindegesang mitsingen durfte. Gewöhnlich trugen die Ehresinger mit Bildern, Buchsbaumzweigen und Lichtern geschmückte Drehleuchter in der einen Hand und hielten das selbstgeschriebene Quempasheft in der anderen. Der Name „Quempas" ist den einleitenden Worten dieser Gesänge, dem „Quem pastores laudavere" („Den die Hirten loben sehre") entlehnt.

Rätsel-Ecke

Weihnachts-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Tier des Waldes. — 2. Erscheinung des Wassers. — 3. Desgleichen. — 4. Junge eines Raubvogels. — 5. amerikanische Schänkstätte. — 6. Stadt in Thüringen — 7. Fisch. — 8. Verband.

Senkrecht: 1. Tag im Jahr. — 2. Gerichtsformel. — 3. Tier. — 4. Grußform. — 5. Getränk. — 6. fremder Ausdruck für Ruin — 7. weibl. Rufname.

*

Rätsel.

Eine Stadt, nicht weit vom Rhein;
Arme sollen drinnen sein.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 254.

Wörterkreuz:

		P	S	U		
		O	P	R		
P	O	S	A	U	N	E
S	P	A	R	G	E	L
U	R	U	G	U	A	Y
		[illegible]		A		
		E	L	Y		

Rätsel: Abel — Gabel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.